

Der Autor Galsan Tschinag
und sein Roman
„Die graue Erde“

Du bist doch Schamane!

Klaus Manger

Galsan Tschinag (erschlossenes Geburtsjahr ist etwa 1944), eigentlich Irgit Schynykbajoglu Dshurukuwaa, ist der jüngste Sohn einer Nomadenfamilie der Tuwa, eines Nomadenstammes der Mongolei im Hoch-Altai. 1995 führte er als Stammesoberhaupt Teile des verstreut lebenden Volkes der Tuwa in einer Karawane mit 130 beladenen Kamelen, mit Schafen, Hühnern, Hunden und 300 Pferden über 2000 Kilometer in die alte Heimat, das Altai-Gebirge, zurück. Sie waren durch stalinistische Zwangsumsiedlung von dort vertrieben worden.

1962 kam Galsan Tschinag zum Studium nach Leipzig – hauptsächlich Germanistik. Der Roman *Die graue Erde* ist zurzeit der letzte von Galsan Tschinag und endlich auch dort erschienen, wo er sein Studium begonnen hat, in Leipzig.

Die graue Erde (1999) folgte auf *Der blaue Himmel* (1994). *Gök deeri* heißt blauer Himmel. Es ist das ethnische Kolorit der Tuwa, eines Stammes, der sich nach dem Auseinanderbrechen der Sowjetunion wieder individualisiert hat.

„Schwanengesang eines gehenden Volkes“

Die Schilderungen des Nomadenlebens entführen in eine andere Weltgegend, eine andere Sprache, in eine ausgeprägte Nomadenkultur – und damit in eine Zeit, die keine andere als die unsere ist, die sich aber in ihrer Fremdartigkeit an den gewohnten Lebens- und Zeitumständen Westeuropas hart bricht. Das archaische Nomadenleben scheint uns in eine frü-

here Zeit zu versetzen. Galsan Tschinag ist ein fliegender Nomade.

Doch die Homogenisierungen von Urbevölkerungen sind im Gange. Welche Konflikte da einbrechen und in welcher Weise gerade der Nomade von der Moderne bedroht wird, sodass, wenn wir uns mit Tschinags Werk befassen, zugleich der „Schwanengesang eines gehenden Volkes“ auf uns wirkt, veranschaulicht das Foto in dem Band *Im Land der zornigen Winde*, auf dem Kinder der Tuwa vor einem Fernseher sitzen. Spätestens die Medien machen den Nomaden sesshaft.

Im Grunde befindet sich heute Galsan Tschinag in der Situation Stendhals, indem er das Einzelne auf sich beruhen zu lassen versucht. Als fliegender Nomade ist er ein Wanderer zwischen den Welten. Er lenkt auf das Andere – aber dies gar nicht vor dem Hintergrund der technischen Moderne (nichts scheint einfacher, denn als Nomade an der Weltkommunikation teilzuhaben – aber wozu?), sondern unter dem Eindruck und Druck eines politischen Systems. Wie sich sprachlich im Tuwinischen türkische, mongolische, chinesische Elemente mischen, wird die Sprachgemeinschaft, besser Kulturgemeinschaft, vom Schwarzen Meer bis zum Altai sichtbar – Gebirgsvölker, Nomaden mit uralten Bräuchen, vielfach noch unverschriftlichten, mündlichen Traditionen, die es heute wohl noch – aber wie lange noch? – erlauben, wie andere auf Schmetterlingsjagd oder auf Jagd nach seltenen Vögeln oder Pflanzen gehen, alte mündliche Traditionen der Lite-

ratur aufzuspüren. Hunderttausende Wolgadeutsche trafen zum Beispiel in Kasachstan auf solche Sänger, die lebenbegleitend, unterhaltend, im Allgemeinen zur Kurzweil tausende solcher Verse beherrschten. Homere gibt es auch im Hoch-Altai. Ein Homer an der Schwelle zum dritten Jahrtausend – das ist Galsan Tschinag, noch dazu in der Funktion des Schamanen.

historia und fabula

Es liegt durchaus eine Melancholie über diesen Erzählungen, Romanen, weil sie aus der Nomadenwelt heraus erzählen, aber allenthalben sichtbar wird, wie die alten Strukturen und Traditionen gefährdet sind, zerbrechen. Es ist ein ungleicher Kampf gegen Windmühlen. Die Nomadenkultur wird dabei in ihrer Andersartigkeit vorgestellt. Es sind in Anlehnung an Gustav Freytags *Bilder aus der deutschen Vergangenheit* bei Galsan Tschinag Bilder aus der tuwinischen Gegenwart, die uns als Vergangenheit anmutet.

Ein Träumer wäre, wer jetzt den tuwinischen Konservatismus ausriefe, die Technik exorzistisch verbannte, das Einbrechen der Moderne, einer bei aller Mobilität statischen Moderne, in die dynamische Nomadenkultur verhindern wollte. Das ist auch nicht Tschinags Anliegen. Seine Verbindung mit der Ethnologin Amélie Schenk lenkt schon auf die Betrachtungsweise, das Beschreiben und Vergleichen der Tuwa-Nomaden mit anderen Kulturen, hin. Daraus entwickelt sich auch das Thema dieses fliegenden Nomaden, der die harten Brüche, das harte Aufeinandertreffen tuwinischer und westeuropäischer Welt nicht scheut, sondern reflektiert. Andere Völker, andere Sitten! Das tuwinische Nomadenleben wird weder verklärt noch beklagt, sondern beschrieben. Und da der Autor beide Kulturen, die tuwinische und die deutsche, kennt, führt das zu Gegenüberstellungen, die es erlauben, Vor- und

Nachteile jeweils einer Kultur miteinander zu vergleichen. Die Kapitel, die Bücher bieten Kulturbilder, die solches Vergleichen geradezu herausfordern. Und diese Kulturbilder sind keine Panoramen; diese entstehen erst, wenn wir die einzelnen konkreten Situationen zu größeren Einheiten zusammensetzen. Und die Momentaufnahmen – sind sie Fantasie oder Erfahrung, Fiktion oder historische Welt? Was der Band *Im Land der zornigen Winde. Geschichte und Geschichten der Tuwa-Nomaden aus der Mongolei* bietet, ist *historia* und *fabula* (Geschichte und Geschichten), ist Dokumentation. Die Romane sind Fiktion, erzählen Geschichten. Das heißt, sie liefern poetologisch – einschließlich des Glossars – alles mit, was zu ihrem Verständnis nötig ist. Für die Dokumentation besorgen wir uns vielleicht eine Karte, einen Atlas. Für die Romane bedürfen wir dessen nicht. Doch sind es historische Romane, die es erlauben, aus dem Erzählten Rückschlüsse auf das Nomadenleben zu ziehen. (Vielleicht denkt jemand dabei sogar an Heinrich Schliemann, der sich mit Homer an die Wurzeln von Ilion vegrub.)

„Was wäre die Welt ohne ihre Erzähler?“ (*Zornige Winde*, Seite 7). Galsan Tschinag, „der Galsan des Tschinag“, ist in den Tälern und auf den Bergen des Hohen Altai, im äußersten Westen der Mongolei, „Fellbaby, Sohn des Reichen Schynyk aus dem Stamme Irgit“. Kommt er nach Europa, überfliegt er jedesmal sieben Sonnenstunden, die für ihn die Schwelle sind, die er überschreiten muss, wenn er aus der Urgesellschaft, in der sein Volk immer noch verwurzelt ist, herauskommt über die Schwelle zum 21. Jahrhundert nach Europa. „So schwebe ich eine Zeit lang in den Weiten des Himmelsblau und Wolkenweiß, lasse die Erdschwere hinter mir. So sitze ich einen Tag lang im Himmel und kann gut nachdenken.“ Und ihm ist dabei, als brauche er den langen Flug und das lange Warten,

um den Wechsel der Welten überhaupt bewältigen zu können. Jetzt ist er Mitte fünfzig. Im Grunde aber lebe er seit 1550 Jahren. Denn jedes Mal müsse er, wenn er die Welten wechsle, so viel Zeit überbrücken.

Während *Der blaue Himmel* (1994) in der traditionellen Form des Imperfekt, der raunenden Beschwörung der Vergangenheit, erzählt wird, erscheint *Die graue Erde* (1999), als sei sie eine Zeitstufe weiter, in der Gegenwart. Tatsächlich hat sich das am Ende des *Blauen Himmels* bockende Kind weiterentwickelt zu einem Neunjährigen; es ist jetzt ein Schamanenkind mit ungeahnten Kräften und Fähigkeiten. Der frühere Roman, der „Meiner Großmutter – der wärmenden Sonne am Anfang meines Lebens“ gewidmet ist, gipfelt in der Verfluchung eben des blauen Himmels, *Gök deer*, der ohnmächtig ist angesichts des an Gift elend zu Grunde gehenden Hundes Arsylang. Für den Jungen sind Traum und Wirklichkeit noch kaum trennbar. Auch der Schüler hat damit noch Mühe, doch nimmt die Trennschärfe zu. *Die graue Erde* setzt die Lebensgeschichte fort. Es ist nicht Autobiografie, sondern es sind folgerichtig Romane, deren poetologische Differenz eigene Einheiten bildet, abgeschlossene Werke, die zu ihrem Verstehen ein eigenes Innenleben entfalten. Und dieser Roman ist nun nicht der Großmutter, sondern dem Bruder gewidmet: „Für Dshokonaj, meinen Bruder und Lehrer, der wohl gehen musste, damit ich blieb.“ Mit seinem Ende schließt auch der Roman.

Es sind Lebensstationen einer Nomadensaga, die allerdings über das Aufeinanderstoßen verschiedener Kulturen hinaus zugleich die Prallzone einer gewaltigen Umstrukturierung abzubilden verspricht, diesen „Schwanengesang“ des gehenden, nicht untergehenden, aber sich verändernden Volkes. Soweit die Dichter und Sänger solche Umbrüche reflektieren und gestalten, so weit ist auch Galsan

Tschinag der Sänger der in die Moderne hineinwachsenden Tuwa – auch wenn das so in den beiden ersten damit befassten Romanen nur erst in Ansätzen sichtbar wird.

Weideplätze für den Geist

„Der Künstler ist ein Nomade“, finde ich eine Überlegung bei Gerhart Hauptmann. „Ein Kunstwerk hervorbringen heißt etwas mehr als ein Zelt aufschlagen und darin wohnen. Es heißt Weideplätze finden für den Geist. Ein neues Tal, einen neuen Hügel, einen neuen Himmel, eine neue Sonne darin! Es heißt: Alles aus dem Nichts hervorbringen, nicht nur finden“ (*Centenar* 6,1028). Was Tschinag damit noch bevorsteht, ist die Rettung des Nomadentums, seiner Naturerfahrung und Beweglichkeit, und deren Transformation ins Geistige. Dieser Weg führt nur über Bücher. Also geht es um den „Geist“, wie das erste Kapitel der *Grauen Erde* heißt.

Die klare Disposition und Initiation eines Schamanen steht am Anfang der *Grauen Erde*, eine Erweckung, die hier am Erzähleingang des Romans den Anruf der Musen im Prooimion der Epen parodiert. All das erscheint uns wohl kaum spektakulär und ist es im Grunde auch gar nicht – außer dass es in der Sprache Klopstocks, des Begründers der „heiligen Poesie“, dass es auf Deutsch geschieht und damit schon im Modus der Kulturvermittlung steht.

Werdender Schamane

Der werdende Schamane, der inzwischen in Verse gefallen ist, erblickt plötzlich etwas: Eine verschwommene Gestalt in einem bleichen, flatternden Umhang steht in der Schöpfkelle vor ihm. Bei schnellem Herumdrehen steht einer hinter ihm (was sich im Spiegel der Schöpfkelle angekündigt haben mag). Dieser Mensch müsse von den Wolken herabgefallen sein – so überirdisch wirkt er. Der Schamane, der

werdende Schamane hat sich für das Überirdische also bereits disponiert. Doch kommt ihm das Gesicht irgendwie bekannt vor. Und plötzlich weiß er, auch wenn er es nicht fassen kann, dass er es ist und wieso er es ist: „Es ist Bruder Dshokonaj!“ (Seite 17) Erst als dieser nun sagt: „Komm schon, Kleiner, und lass dich von deinem großen Bruder beriechen!“, ist dieser erleichtert. Das ist der Auftakt des dem Bruder gewidmeten Romans, dessen 2. Kapitel denn auch „Der Bruder“ heißt. Es ist offensichtlich eine Technik des schamanenden Autors, mit dem ersten Kapitel die Initiation zu machen (wie im Prooimion). In *Der blaue Himmel* heißt das erste Kapitel „Der Traum“, das zweite „Großmutter“. Und hier in *Die graue Erde* heißt das erste „Der Geist“ und das zweite „Der Bruder“. Der frühere Roman endet mit dem Tod des Hundes. Am Ende des Bruderromans steht das Ende dieses Bruders. Und anfangs ist die Rede vom Zuhause, als da die Geschwister waren, der Hund Arsylang noch lebte und die Großmutter sichtbar und greifbar auf Erden saß (Seite 8). Solche internen Verknüpfungen erlauben durchaus, wenn es kein Wagnerscher „Ring“ mit aus dem Schamanismus hervorgehender Menschheitsdämmerung wird, von einer Nomadensaga zu sprechen. Zunächst aber sei eine knappe Abschweifung zum Schamanismus eingeschoben, die es erlauben soll, dann endlich beim Roman zu bleiben.

Schamanismus – ein Exkurs

Was ist ein Schamane? Was ist Schamanismus? Es ist das Religionssystem der Naturvölker. Im alten Meyer von 1908 steht noch „der niederen Naturvölker“, deren geistige Führer sich als Zauberer und Herren über die Natur gebärden. Das Wort „Schamane“ ist tungusisch, wohl aus dem Sanskrit abgeleitet: *schramana* – Asket, Zauberer, eine Person, die mit Geistern und den Seelen Verstorbener

Verbindung aufnimmt. Alle Kontinente kennen den Schamanen, der im Mittelpunkt magisch-religiösen Lebens steht – solange nicht die Weltreligionen sich dieser Positionen bemächtigt haben. Krankenheilungen, Abwendung von Unglücksfällen, Jagd- und Regenzauber, Jenseits-, Geister-, Seelenfahrt sind des Schamanen Stunde. Eigene Kleidung, Tanz, kultische Gesänge, besondere Instrumente, gelegentlich Narkotika charakterisieren den Schamanen, der sich oft in Ekstase versetzt, um in Kontakt mit den Geistern zu treten. Unverständliche oder fremde Sprache, der Ruch des Geheimen umgeben diese kultischen Handlungen, Beschwörungsrituale mit zuweilen prophetischer Aussage.

Wie wird man Schamane? Oft sind es Traum- oder Visionserlebnisse, die den meist männlichen Schamanen zum Auserwählten machen, Sonder-Initiationen, die auch zu einer Verehrung nach dem Tode als höheres Wesen führen. Geheime Offenbarungen sind die Sache des Schamanen, Schicksalsbeschwörungen, als lasse sich, was sich den menschlichen Kenntnissen entzieht, durch ekstatische Zustände, nervöse Aufregung, krampfhaftes Zucken erzwingen.

Gelegentlich ist von „Selbstbetrug“ die Rede (Meyer). Doch gibt es immer wieder Menschen mit besonderem Sendungsbewusstsein, das beispielsweise im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts manche deutschen Dichter sich angeeignet haben. Dichtung und Schamanismus, im Dichterpriester und der „heiligen Poesie“ berühren wir Grenzphänomene; sie bedürften einer genauen Untersuchung. Die Sensibilisierung und Fiktionalisierung, Ritual und Symbolik gehören dazu. Vielleicht waren in allen Naturvölkern die erste Gebete Zauberformeln. Mit der „Entzauberung“ der Welt (Max Weber) schwand auch der Schamanismus beziehungsweise wurde in andere Bereiche verlagert. Sonderformen waren gewiss

die Beherrschung der Geheimwissenschaften, Steigerung zu Übermenschen, Erhebung zu Fleisch gewordenen Göttern (zum Beispiel bei indischen Brahmanen). Wie es im Meyer auch heißt, haben nur wenige den Schamanismus völlig abgestreift. Hexenprozesse seien wir auch erst im neunzehnten Jahrhundert losgeworden, und Geisterklopfen und anderer Unfug spukten vor hundert Jahren noch mehr herum als heute. Daneben wäre freilich zu überlegen, welche anderen Formen vielleicht nur ein neuer, modernerer Schamanismus angenommen hat. Denn die vorgebliche Verfügbarkeit über Geheimwissen ist unter Menschen immer verbreitet.

Einübung in die Sesshaftigkeit

In dieser Geschichte der *Grauen Erde* macht der Ich-Erzähler, der in die Schule zu seinem Bruder Dshokonaj gekommen ist, seine ersten Erfahrungen mit der Zivilisation, mit der zivilisatorischen Moderne, die den Aberglauben auszutreiben sich vornimmt und überhaupt auf Fortschritt der Menschheit setzt. Der Nomade wird in die Sesshaftigkeit eingeübt. Der Naturkundige wird in die Plastikwelt und die Erzeugnisse der Industrie eingeführt.

Aus der familiären Jurte führt der Weg in das gesellschaftliche Kollektiv, wo sich die Verwaltungsstrukturen des Stalinismus gegen die alteingewurzelten Sitten und Gebräuche vorarbeiten und wo der *Darga*, der Chef, und die neuen Verwaltungseinheiten das Nomadenleben zu zivilisieren sich vorgenommen haben. In einem sozialistischen Kollektiv ist kein Platz für Schamanen. Pioniere werden mit „Seid bereit!“ / „Immer bereit“ (Seite 186) von Leipzig bis Ulan bataan abgerichtet. Und die Genossin diktiert einen Musterbrief, um Kinder der neuen Zeit zu produzieren.

Der Materialismus bekämpft den Schamanismus regelrecht. Deshalb ist auf-

schlussreich, dass das Persönlichste unter den Schriftstücken, der Brief, hier als Musterbrief *diktirt* wird. Das Diktat eines Briefes muss als Zeichen dieser neuen Zeit gelten, wo doch ein Brief jenseits aller epistolographischen Regelwerke neben dem Tagebuch die allerpersönlichste Schriftform des Menschen ist. Das Kollektiv bricht sich am Nomadenleben wie ein gestanztes Blech am Lederbeutel.

„Der blaue Himmel“

Der blaue Himmel umfasst fünf, *Die graue Erde* dreizehn Kapitel. Im Zentrum von *Der blaue Himmel* steht gewissermaßen der Mittelpunkt des Nomadenlebens, „Der Ail“ (Seite 53–80), der (ich nehme an: tuwinische) Name für ein Jurtengehöft, das hier aus vier Jurten besteht, eine abseits wie ein gelungenes kurzgebundenes Pferd und die übrigen drei zusammengedrängt wie Ziegen. In diesen Lebensmittelpunkt bricht ein *Darga* ein wie ein Fremdkörper – erkennbar schon daran, wie er auf dem Pferd sitzt, nämlich quer, und wie er gekleidet ist. Aus seiner Andersartigkeit resultieren einige Grenzbeziehungsweise Sittenverletzungen, etwa die, dass er das Pferd mit den Zügeln (ohne Fuhrleine) an den Jurtengurt festbinden will. Das Ailoberhaupt, der Vater des Ich-Erzählers, ruft daraufhin: „Halt! Junge! Halt das Pferd, bis ich komme!“ (Seite 63)

Da prallen also zwei Häuptlinge, ein Befehlshaber und ein Ailoberhaupt, aufeinander. Der Vater will ihm, den er „Junge“ nannte, nun eine selbst gegerbte Fuhrleine schenken. Der *Darga*, stellt sich heraus, ist ein Lehrer, aus einer obendrein bekannten, auch dem Vater bekannten Familie. Der Lehrer, kein scharfer *Darga*, grüßt auf Tuwinisch, und er wird auf Mongolisch begrüßt. Sein Ziel ist es, wie dann aus den Gesprächen deutlich wird, von denen die Kinder erst später erfahren, alle Kinder ab dem achten Lebensjahr für die Schule zu sammeln. Dieser Ein-

bruch steht also, weil er implizit schon den folgenden Roman begründet, im Zentrum des *Blauen Himmels*.

Die graue Erde

In den dreizehn Kapiteln von *Die graue Erde* ist das ein wenig anders. Das zentrale Kapitel, das siebte von dreizehn, hat auch hier mit Schule zu tun, führt in eine Art Musterschulstunde – nach der Art: Die Minderheit der Tuwa hat also keinen eigenen Führer und gehört insofern zu Stalin, als dieser Führer aller Völker ist. Wie die Schulkinder erfährt der Leser die über ihre Führer vermittelte einfache Erklärung der Welt. Das stößt sich dann an der Benennung Vater. Wenn der Mongolenführer Tschobalsan aller Vater ist, dann müsse, so die Kinderlogik, er Großvater sein, da die Kinder ja ihren Vater haben, den sie kennen. Die abrupte Ärglichkeit des Lehrers, der von falschen Fragen spricht, wird von dem Mitschüler Gök zum Gebrüll gesteigert, da er fragt, wie man wissen könne, ob eine Frage falsch oder richtig sei (Seite 99f.). Das war, wie das Kapitel heißt, „Die falsche Frage“. „Solche Fragen“, lässt er denn die Schüler wissen, „werden nicht beantwortet, sondern gemeldet.“ Eine umständliche Strafaktion kann seitens des bis zur Weißglut erzürnten Lehrers nicht ausbleiben. Die blau angelaufene Schulter- und Rückenhaut des ausgezogenen Gök ist da unmissverständlich.

Am nächsten Morgen ist er abgehauen und nicht zu Hause angekommen. Jetzt ist der Lehrer gegenüber dem Direktor am Zuge – und der Ich-Erzähler, der selbst als Auslöser der Vaterfrage sich als Hauptschuldigen sieht und Gök Freundschaft und Hilfe angetragen hat, ist plötzlich besonders gefordert. Die ganze Schule muss bei eisiger Kälte auf Suche gehen, als Gök am späten Abend auf den Erzähler zutritt und ihn um etwas zum Essen bittet, wobei schon unsicher ist, was gefährlicher ist – Hunger oder Eiseskälte.

In dieser für Gök gefährlichen Situation, bereits Gesprächsstoff der Schule, wendet sich der Lehrer nun überraschend auf Tuwa an den Erzähler: „Ich muss Gök finden, sonst komme ich ins Gefängnis. Was meinst du, ob deine Tante, die Schamanin, mir da helfen könnte?“ Bei den Genossen selbst ist der Glaube an das Schamanentum noch nicht ausgestorben. Köstlicherweise lässt sich der junge Schamane daraufhin mit seinem Lehrer im Gefängnis einschließen – und mit Schawyd (einem zur Geisterpeitsche des Schamanen umfunktionierten Kopftuch), mit „Weihrauch“, mit Wacholder stimmt er den Einstimmungsgesang an, der an Himmelsvater und Erdenmutter gerichtet ist, fordert, stimuliert durch giftbitteren Tabak und mit schlechten Versen, sein Gegenüber und sich, provoziert Schläge und Mordlust – und imaginiert schließlich den kleinen, eisblauen Gök, in einer Ecke kauend; tatsächlich finden sie ihn gleich danach in jener Bude, in der der Tierarzt Schööke die Kamele räuchert. Und der Lehrer trägt seinen regungslosen Fund wie ein Vater sein Kind ins Krankenhaus.

Doppelperspektive

Der Roman bezieht seine Spannung aus der Doppelperspektive, die sich zum einen auf die schon einbrechende bürokratisierte Welt von Verwaltung, Ordnung, Parteiapparat ausrichtet und zum anderen diese bunte, geheimnisvolle Welt von Naturverwurzelung, Instinktgebundenheit und Schamanentum im Blick hat. Das vorletzte Kapitel des Romans heißt „Ein Herd erlischt“. Es mutet so an wie ein Untergangsbild. In dieser Romanwelt geht wie in der von ihr geschilderten Kultur viel zu Ende. Wie Bonifatius und die irischen Mönche, so die Legende, die Götterreichen der Germanen, der Heiden, gefällt haben, um nachzuweisen, dass keine Götter darin wohnten, hat die Partezelle den Beschluss gefasst, dem Lügenmär-

chen den Krieg zu erklären, dem zufolge im Aberglauben die Lärchen als heilig gelten. Sie sollen niedergemäht werden, um der feindlichen Propaganda einen tödlichen Stoß zu versetzen. Wenn es Konterrevolutionäre unter Bäumen, Felsen und Quellen gebe, dann habe der Lärchenbaum, hier eine mit einer Wolke von Bändern und Fransen behängte mächtige Lärche, es längst verdient, im Namen des Volkes und der Revolution hingerichtet zu werden. Es geht der Lärche als „geheiligtstem Schamanenbaum“ ans Leben.

Erlöschender Herd

Dem Jungen aber schießt es durch den Kopf, dass, wer den Bruder, einen Baum, mordet, auch den eigenen Vater, die eigene Mutter mordet. Um diese Verwandlung des Ail, der Jurte, der Nomadenwelt, des Schamanismus geht es. Und wir würden das heute, weil solche Geschichten längst geschrieben sind, gar nicht zur Kenntnis nehmen, stünde das nicht in einem deutschen Roman, einem nun auch der deutschen Literatur zugehörigen Werk. In den Kontext dieser Kulturumwandlung gehört der erlöschende Herd des vorletzten Kapitels. *Die graue Erde* ist dem Bruder Dshokonaj gewidmet, der sich, wie es heißt, den wertvollsten aller Reichtümer der Welt, das Wissen, angeeignet habe.

Es gab ein Unglück. Die Erde ist in der Trichtergröße einer auf den Kopf gestellten Jurte eingestürzt. Und sie buddeln, darunter Dshokonaj, nach den Verschütteten (Seite 212). Bei den Rettungsarbeiten wird der Bruder schwer verletzt, so schwer, dass er nicht am Leben zu erhalten ist. Und sein Schwanengesang ist In-

halt des Kapitels, sein Vermächtnis an den Bruder eine Übertragung von Besitz und ein Auftrag. „Und mein herzensliebtes, spatzengleiches Brüderchen Dshurunaj, hör gut zu. Sag Tange Pürwü, sie soll es mir vergeben und zum Zeichen dafür dich in Schutz nehmen. Vielleicht bist du doch ein Schamane, sollte 's aber tatsächlich so sein, dann musst du wohl trotzdem zu einem anderen werden als alle anderen, die es waren und sind. Lass deinen Geist lodern, dein Herz flammen, wenn es dir danach ist, sei aber immer auf der Hut. Und nimm alles, was von mir zurückbleibt und was du nehmen willst und darfst. Allen voran aber sollst du alles, was ich an Büchern und Papieren zurücklasse, haben und den Weg bis zum Ende gehen, den ich nun verlassen muss.“

Nach seinem Tod wird die Staatsjurte abgebaut. Und wo der runde Ofen gestanden – am Schluss dieses Kapitels wie so oft in diesen Kapitalschlüssen erfahren wir die Erläuterung zur Kapitelüberschrift –, wo also der runde Ofen gestanden hat, gießt Mutter zuerst Wasser hin, träufelt dann Milch und spricht zum Himmel – dem blauen Himmel –, jetzt nicht von einer grünenden, sondern der grauen Erde: „Dieser Herd ist nun erloschen, und jeder, der sich auf dem Fleck, wann immer, ein Feuer anzündet, wird ein anderer sein, und er möge lange, lange brennen!“ Der Schwanengesang des gehenden und sich wandelnden Volkes hat längst begonnen. Dass wir davon überhaupt erfahren, verdanken wir der literarischen Arbeit von Galsan Tschinag.

Die graue Erde von Galsan Tschinag ist im Insel-Verlag erschienen; 275 Seiten, 36,00 D-Mark.